



CHARLIE JONAS  
DAS SCHÖNSTE  
GESCHENK

ROMAN

THIELE  VERLAG



CHARLIE JONAS  
DAS SCHÖNSTE  
GESCHENK  
ROMAN



[www.thiele-verlag.com](http://www.thiele-verlag.com)

© 2022 by Charlie Jonas und Thiele Verlag in der Thiele & Brandstätter Verlag GmbH, Wien

Covergestaltung: Christina Krutz, Biebesheim a. R.

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch (etwa durch Links) hingewiesen wird, macht sich der Verlag nicht zu eigen. Eine Haftung dafür übernimmt der Verlag nicht.

# Inhalt

## Inhaltsübersicht

Cover & Impressum

Widmung

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

Was weiter geschah ...

# Buchnavigation

1. [Inhaltsübersicht](#)
2. [Cover](#)
3. [Textanfang](#)
4. [Impressum](#)

*Für meine kleine Hasenmama.  
Auf noch viele Weihnachten mit dir!*

# 1

Die Tür stand einen Spalt offen wie immer, aber diesmal brach es mir fast das Herz. Ich trat durch das Gartentor, das leise quietschte, bugsierte meinen Rollkoffer hindurch und ging mit zögernden Schritten den verschneiten Weg zu dem kleinen Cottage hoch, das wie von Kinderhand gemalt schien. Ein dickbauchiges, von Kletterrosen und Efeu beranktes Sandsteinhaus in einem zarten Altrosa, das sich zwischen dichte Büsche schmiegte. Ein spitzes Dach mit Schornstein, eine türkisblaue Tür in der Mitte, rechts und links davon Sprossenfenster, hinter denen schwach ein Licht schimmerte.

Primrose Cottage. Mein Zuhause. Mein Zuhause seit fast dreißig Jahren. Ich atmete tief durch und blieb einen Moment stehen. Die Luft war kalt, und der Winterhimmel über den drei alten Rotbuchen, die zuverlässig wie stets hinter dem Haus auffragten, milchig.

Von drinnen hörte ich Cooper bellen, hörte sein aufgeregtes Kratzen an der Haustür, durch die er jetzt entschlossen seine Schnauze zwängte, sah wie dieses kleine braune Fellbündel durch den Schnee auf mich zuschoss, und für einen kurzen Moment gab ich mich der verrückten Illusion hin, dass alles wirklich wie immer sein könnte.

Dass ich wie jedes Jahr nach Snowbridge gefahren war, um das Haus zusammen mit Mum zu schmücken, um die Weihnachtsgirlanden mit den roten und grünen Kugeln am Treppengeländer zu befestigen, Lichter und Sterne in die Fenster zu hängen und unter großem Spektakel einen Tannenbaum auf dem kleinen Verkaufsstand vor Snowbridge Manor auszusuchen, den wir anschließend lachend und ächzend nach Hause schleiften und uns dabei gegenseitig versicherten, dass sich alle Mühe gelohnt hatte, weil dieser Baum wirklich der Schönste war, den wir jemals gefunden hatten.

Für einen Augenblick hatte ich die aberwitzige Hoffnung, dass alles Schreckliche, was passiert war, nur ein schlimmer Traum gewesen war, aus dem ich nun endlich erwachte. Dass Mum in der Küche stand oder kurz im Garten war und die Haustür wie immer für mich aufgelassen hatte, weil sie wusste, dass ich gleich kommen würde.

»Ah, Emma, mein Schatz, da bist du ja«, würde sie sagen, während sie in einem viel zu großen Topf rührte, der auf dem Herd stand. »Komm rein, komm rein! Hattest du eine gute Fahrt, Kind? Schau mal, was ich Leckeres für uns gekocht habe.«

Ich sah ihre kleine Gestalt vor mir und spürte, wie mir der Hals mit einem Mal ganz eng wurde. Dann bückte ich mich, um Cooper zu streicheln, der außer sich war vor Freude, mich zu sehen, und immer wieder an mir hochsprang.

»Shhh, Cooper«, sagte ich automatisch. »Ist ja gut ... ist ja gut.«  
Doch es war nichts gut.

Denn Mum war weder in der Küche noch im Garten noch irgendwo sonst. Sie war überhaupt nicht mehr da.

Und im Türrahmen erschien die patente Mrs. Browning und winkte mir zu.

»Hallo, Emma«, sagte sie. »Da bist du ja endlich. Ich hab dein Auto gehört. Hattest du eine gute Fahrt?«

Ich nickte und merkte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen.

»Na, komm erst mal rein. Du zitterst ja wie Espenlaub. Was für ein Wetter! Muss es denn jetzt auch noch schneien?« Mrs. Browning legte den Arm um mich und zog mich ins Haus. »In den Nachrichten haben sie schon davor gewarnt, dass die Landstraßen glatt sein könnten, und ich hatte schon Sorge, dass du ...«, bestürzt brach sie ab. »Ach herrje, entschuldige, Emma, wie taktlos von mir ... ich wollte nicht, ich meine ...«

»Ist schon gut«, entgegnete ich. Mrs. Browning war unsere Nachbarin. Sie wohnte ein paar Häuser weiter, und für Mum war sie über die Jahre so etwas wie eine Freundin geworden. Nicht so, wie ihre beste Freundin Ann, die in Brighton wohnte, aber doch sehr viel mehr als eine Nachbarin. Eleonor Browning trug das Herz auf der Zunge, und dafür, dass meine Mutter an einem dieser stürmischen Regentage im Oktober, die für die Cotswolds so typisch sind, fatalerweise in einer Kurve vom Weg abgekommen war und mit ihrem alten Mini gegen einen Baum

krachte, konnte sie nun auch nichts. Mum war von der Bücherei im Nachbarort zurückgekommen, wo sie drei Tage in der Woche arbeitete, es war bereits dunkel gewesen, und wäre sie angeschnallt gewesen, hätte sie den Aufprall vielleicht überlebt. Aber Mum hasste den Gurt. »Was soll ich mit dem blöden Ding, ich fühle mich beengt damit, früher ist es doch auch ohne Gurt gegangen«, beschwerte sie sich immer, wenn ich sie nötigte, sich anzuschnallen. Doch da ich in London arbeitete und die meiste Zeit nicht bei ihr war, hatte ich wenig Einfluss auf das, was sie tat, wenn sie mit ihrem Auto durch die Gegend sauste, das Gesicht immer dicht hinter der Scheibe und mit hochkonzentrierter Miene.

Meine Mutter sah nicht besonders gut, bereits als junge Frau hatte sie mit starker Kurzsichtigkeit zu kämpfen, und auf diese Weise lernte sie auch meinen Vater kennen, der sich damals gerade als Augenarzt im nahegelegenen Stroud niedergelassen hatte. Nachdem die neue Patientin ihre Brille abgenommen hatte, sah Dr. Ernest Bloom der hübschen jungen Frau in ihre blauen, ziemlich kurzsichtigen Augen und verliebte sich sofort in sie. Noch nie hat der Spruch von der Liebe auf den ersten Blick wohl besser gepasst. Wobei Mum sich erst auf den zweiten Blick in ihren künftigen Ehemann verliebte, nämlich, nachdem sie ihre Brille nach eingehender Vermessung und Testung ihrer Augen wieder aufgesetzt hatte. »Du siehst, Emma, alles hat seinen Sinn, sogar meine schlechten Augen haben noch zu

etwas Gutem geführt«, sagte sie oft. »Sonst hätte ich deinen Vater ja niemals kennengelernt.«

Mum war eine unverbesserliche Optimistin. Vielleicht hätte sie sogar in dem Unfall, der sie knapp drei Monate vor Weihnachten so plötzlich aus dem Leben gerissen hatte, noch irgendetwas Positives gesehen.

Ich erinnerte mich genau an diesen Tag. Natürlich erinnerte ich mich noch genau daran, so wie jeder Mensch sagen kann, wo er am elften September war, als die Flugzeuge in die Twin Towers krachten und die westliche Welt sich für immer veränderte. Ich ließ gerade das Gitter des kleinen Strumpfladens in Covent Garden herunter, wo ich arbeitete, und freute mich auf einen geruhsamen Abend auf dem Sofa, als der verhängnisvolle Anruf kam. Als ich damals in der Handtasche fluchend nach meinem Handy wühlte, ahnte ich nichts. Ich hatte keine Vorahnung, keinen siebten Sinn. Der Tag war anstrengend gewesen, und ich dachte, es sei vielleicht Kate, die mich fragen wollte, ob ich noch auf ein Glas Wein mit ihr rausgehen wolle. Doch dann war irritierenderweise ein Polizeibeamter aus Snow-bridge am Apparat, der sich erst vergewisserte, dass er auch wirklich mit Emma Bloom spreche, bevor er mir dann mit ernster Stimme mitteilte, es habe einen Unfall gegeben, es sähe nicht gut aus und ob ich rasch ins Krankenhaus kommen könnte.

Ich flog nur so über die Autobahn, ich raste die kleinen Landstraßen entlang, die mich in die Cotswolds führten, und als

ich nur zwei Stunden später wie betäubt vor Angst und Schrecken in Snowbridge ankam, waren da nur noch die Ärzte, die mit bedauernder Miene vor mir standen und mir versicherten, dass man leider nichts mehr habe tun können.

Vielleicht hätte Mum gesagt, dass es wenigstens schnell gegangen war und dass sie nicht lange leiden musste wie Dad, dessen Krebserkrankung sich über drei Jahre hingezogen hatte. Oder dass sie sich darauf freue, ihren geliebten Ernest nach all den Jahren nun endlich wiederzusehen. Für mich war das ein schwacher Trost. Mum war vierundsechzig, als sie verunglückte, das war kein Alter, in dem man starb, und ich fühlte mich betrogen um ihr Lachen, ihre Herzengüte und all die Jahre, die sie noch für mich hätte da sein können – und ich für sie. Das Leben war nicht fair.

Irgendwie hatte ich diesen entsetzlichen Tag überstanden, hatte Papiere unterzeichnet, Hände geschüttelt, mit dem von den Brownings herbeigerufenen Bestatter gesprochen – einem schwarzgekleideten Herrn mit lebhaften Augen, der mich ruhig und kompetent durch alle Formalitäten führte. Auf dem kleinen Friedhof von Snowbridge hatte ich wenige Tage später die Beileidsbekundungen von Freunden und Nachbarn entgegengenommen. Kate war aus London gekommen und drückte meine Hand, während der Reverend ein paar freundliche Worte sprach. Ann stand neben mir und war leichenblass, Simon war bereits in Singapur, wo er seinen großartigen Job angetreten hatte, und schickte eine

nichtssagende Nachricht. Die Sonne schien, ich trug eine dunkle Brille, ein paar bunte Blätter segelten von der alten Kastanie herab und fielen ins Grab.

Und die ganze Zeit über fühlte ich mich wie unter Wasser, so als ob ein Ozean über mir zusammengeschwappt wäre, der alle Geräusche dämpfte und dem Himmel seine Farbe nahm.

Es war das erste Mal nach Mums Beerdigung, dass ich wieder ins Cottage fuhr. Ich hatte geglaubt, dass es sich jetzt leichter anfühlen würde, doch in Wahrheit fand ich alles nur noch schlimmer. Damals war mir alles vollkommen unwirklich erschienen, wie betrunken war ich durch die Tage getaumelt, doch nun bekam der Tod meiner Mutter eine neue Realität. Ich hatte mir drei Wochen freigenommen, um zu entscheiden, wie es nun weitergehen sollte – mit Primrose Cottage und mit mir.

Ich war neunundzwanzig, meine Eltern waren tot, mein Freund war seit kurzem mein Ex-Freund und sowieso Tausende von Meilen entfernt, und nun stand ich überwältigt von Gefühlen im Flur, hielt den Griff von meinem Rimowa-Koffer umklammert und hörte um Fassung ringend zu, wie Mrs. Browning mir sagte, dass Cooper sehr brav gewesen sei und dass sie mir eine Suppe gebracht hätte.

»Die kannst du später essen. Steht auf dem Herd.« Sie strich sich verlegen durch ihre kurzen grauen Haare und sah mich einigermaßen hilflos an. »Ich dachte, was Warmes tut doch immer gut bei dieser Kälte, nicht wahr?«

Ich nickte stumm, und sie blieb unschlüssig im Flur stehen. »Ach ja, ich hab die Heizkörper eben noch aufgedreht«, meinte sie dann, »aber das dauert immer ein bisschen bei den alten Dingern.«

»Danke.« Ich schluckte.

Mrs. Browning wandte sich zur Tür. Meine Einsilbigkeit machte sie offensichtlich verlegen, aber ich wusste auch nicht, was ich sagen sollte. Mir war irgendwie ganz schlecht, und ich wollte einfach nur allein sein.

»Ich geh dann mal«, meinte sie und warf mir einen mitfühlenden Blick zu. »Und wenn du etwas brauchst oder dir die Decke auf den Kopf fällt oder du nur mal reden möchtest, komm einfach vorbei, hörst du? Wir sind immer für dich da, Emma. Das weißt du.«

»Das ist sehr nett.« Ich versuchte zu lächeln, was mir halbwegs gelang, dann schloss ich die Tür hinter Mrs. Browning, schob den Koffer zur Seite, hängte meinen blauen Mantel, meine Mütze und den Schal an die Garderobe und atmete tief durch.

Zögernd ging ich ins Wohnzimmer, setzte mich versuchsweise in das große braune Ledersofa, auf dem ein buntes Plaid lag, und starrte eine Weile in den dunklen Kamin, wo ein paar Holzscheite aufgeschichtet waren. Wie oft hatten wir abends auf diesem Sofa gesessen, Mum, Dad und ich, hatten uns Filme angesehen und dabei Käsewürfel und Cracker gegessen, hatten Wein getrunken, erzählt und in das Feuer

geguckt, das lustig flackerte. Auf diesem Sofa hatte Dad mich getröstet, als ich meinen ersten Liebeskummer hatte, und ich hatte Mum getröstet, als Dad vor acht Jahren gestorben war.

Obwohl alle wussten, dass es zu Ende ging, hatte Mum bis zum letzten Tag noch gehofft, dass ihr geliebter Ernest wieder gesund werden würde. »Es *gibt* Spontanheilungen«, hatte sie gesagt und ihn durch ihre Brille streng angesehen. »Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt.« Sie war mit entschlossener Miene durch das Krankenzimmer marschiert und hatte Churchill zitiert: *Never give up. Never!* Und Dad, der sich selbst am Ende seines Lebens noch einen Rest seines Humors bewahrt hatte, hatte sich im Kissen aufgerichtet und gestöhnt: »Churchill in allen Ehren, Bonnie, aber jetzt übertreibst du wirklich ein bisschen. Wo hast du nur all diese Totschlag-Zitate her?« Er grinste schwach, das Wortspiel schien ihm zu gefallen. »Du solltest weniger Bücher lesen, Liebes. Ganz abgesehen davon, dass es für deine Augen nicht förderlich ist. Ich und dieser verdammte Krebs, wir werden keine Freunde mehr, sieh es doch endlich ein. Einer wird die Schlacht verlieren, und ich fürchte, das wird nicht der Krebs sein. Aber eines sag ich dir: Wenn ich sterbe, stirbt er mit.« Er lachte auf, dann wurde aus seinem Lachen ein entsetzlicher Husten.

Dad war einer der lustigsten Menschen, die ich kannte, noch an seinem letzten Tag riss er seine Witze, verlangte nach einem Guinness und paffte eine letzte Zigarette, nachdem der Pfleger,

der das Morphiumpflaster erneuert hatte, gegangen war.

»Kommt eh nicht mehr drauf an«, meinte er. »Nun mach nicht so ein Gesicht, Bonnie. Jeder zum Tode Verurteilte bekommt doch einen letzten Wunsch erfüllt, oder? Komm her und setz dich zu mir, Liebes! Ich möchte noch einmal in deine schönen kurzsichtigen Augen sehen. Wie beim ersten Mal, als du in meine Praxis kamst, Erinnerst du dich noch?«

»Ach, Ernest«, sagte Mum und nahm gerührt seine Hand.

»Natürlich erinnere ich mich.«

Wenige Stunden später schloss Dad seine Augen für immer, und Mum war außer sich vor Schmerz, dass weder ihr verehrter Shakespeare noch Winston Churchill recht behalten hatten.

Man kann eben nicht immer gewinnen. Und es passiert auch nicht immer ein Wunder. Manchmal gehen die Dinge einfach zu Ende. Menschen sterben. Sie sind zerbrechlich. Wir alle gehen auf dünnem Eis. Nur das Leben geht immer weiter.

»Wir schaffen das schon, Mum«, hatte ich nach der Beerdigung – die im Übrigen eine sehr schöne Beerdigung war, soweit solche Veranstaltungen überhaupt das Wort »schön« verdienen – mit zitternder Stimme gesagt und ihr immer wieder über die Schulter gestreichelt. »Wir schaffen das.« Ich hoffte, wenn ich es nur oft genug wiederholte, würde es tatsächlich so sein. Wir saßen auf dem alten Sofa wie in einem Rettungsboot auf einem riesigen Meer.

»Weißt du, Dad hat mir versprochen, dass er von wo auch immer gut auf uns aufpassen wird. Auf seine beiden Mädchen. Das hat er gesagt.«

Mum schaute auf und sah mich aus waidwunden Augen an. Ihr Blick drehte mir das Herz um. So viel Unglück hatte ich noch niemals in zwei Augen gesehen. »Wir schaffen das«, wiederholte ich noch einmal. »Dad passt auf uns auf. Ihm geht's jetzt gut. Er war so tapfer. Und wir müssen jetzt auch tapfer sein. Das sind wir ihm einfach schuldig.« Und dann lagen wir uns weinend in den Armen, ich weiß nicht, wie lange, bis Mum schließlich irgendwann aufstand, um einen Tee für uns zu machen.

Für meine Mutter war eine Tasse Tee das Allheilmittel gegen alles: Bauchweh, Herzschmerz, Todesfälle. An diesem dunklen Nachmittag saßen wir uns gegenüber auf dem Sofa, mit angezogenen Beinen, wie zwei Freundinnen, die sich ihre Geheimnisse erzählten, und schlürften den heißen Earl-Grey-Tee, der wie ein Lebenselixier durch unsere Körper strömte.

»Es wird schon irgendwie weitergehen, es muss ja weitergehen«, hatte Mum in ihre Tasse gemurmelt. Und einen Monat später hatte sie Cooper mitgebracht, einen süßen, tapsigen Welpen, der ab diesem Tag mit auf dem Familiensofa saß und Mum auf ihren langen Spaziergängen begleitete. Ich glaube, Cooper hat ihr damals das Leben gerettet.

Auch jetzt saß er schwanzwedelnd vor dem Sofa und schaute mich erwartungsvoll an, bereit, zu mir hinaufzuspringen für

eine gemütliche Kuschelstunde.

»Nein, Cooper, jetzt nicht«, sagte ich und schüttelte den Kopf.

Ich stand auf und ging zum Esstisch hinüber, auf dem ein Kerzenleuchter neben einer leeren Vase stand. Im Vorbeigehen ließ ich meine Finger zärtlich über die Buchrücken in den Regalen gleiten. Mum liebte Bücher, es war ja nicht ohne Grund, dass sie in einer Bibliothek gearbeitet hatte. So oft hatte sie mir einen Roman mitgebracht, von dem sie meinte, ich sollte ihn unbedingt lesen, damit wir uns darüber austauschen konnten, doch ehrlicherweise muss ich gestehen, dass ich über die ersten Seiten nie hinausgekommen war. Jetzt tat es mir leid. Jetzt hätte ich wohl alle Bücher im Regal gelesen, nur um noch einmal ein paar Stunden mit ihr reden zu können.

Wehmütig ließ ich den Blick über die taubenblauen Wände schweifen, an denen ein paar Landschaftsgemälde, Blumenquarelle und gerahmte Familienfotos hingen. Meine Eltern als Hochzeitspaar. Ein Bild von meiner Einschulung. Dad vor seiner Praxis in Stroud. Wir drei bei einem Picknick an einem kleinen Fluss, der sich durch die sanften Hügel der Cotswolds schlängelte. Mum und ich in Sommerkleidern vor einem riesigen Lavendelfeld, dessen intensiven Duft ich mit einem Mal wieder wahrzunehmen glaubte.

Momentaufnahmen glücklicher Tage.

Ich seufzte. Wie lange hatte ich diese Fotos nicht beachtet? Jahre hatten sie an der Wand gehangen, ohne dass ich sie wirklich sah.

Ich trat näher an das Bild mit dem Lavendelfeld und sah uns beide in die Sonne blinzeln und über irgendetwas lachen, Mum mit ihren blonden Haaren, die mit einer Hand abwehrend in die Kamera wedelt, und ich mit meinen langen braunen Locken unter dem kleinen Strohhut, den Dad mir gekauft hatte. Und da fiel mir auch wieder ein, was damals so lustig gewesen war. Mum hatte im letzten Moment »Warte, Ernest, nein, noch nicht« geschrien und sich die Brille fürs Foto so heftig heruntergerissen, dass sie im hohen Bogen nach hinten in das Lavendelfeld geflogen war. Mum war sehr eitel. Und anschließend waren wir eine halbe Stunde auf dem Boden herumgekrochen, um ihre Brille wiederzufinden.

Ich lächelte, und mein Herz wurde schwer.

Was machte man mit all den Erinnerungen, wenn diejenigen, mit denen man sie teilen konnte, nicht mehr da waren?

Ich wandte den Blick ab und sah zur Tür, wo in der Ecke neben dem Fenster der rot-karierte Ohrensessel stand, in dem Mum so oft gesessen hatte. Auf dem Beistelltischchen lagen noch ein Buch und ihre Brillenhülle. Ich nahm das Buch in die Hand und strich über den Ledereinband – eine antiquarische Ausgabe von Edith Whartons *Zeit der Unschuld* –, dann legte ich es vorsichtig wieder zurück und fragte mich, wieso jemand, der so gern lachte, so gerne traurige Romane las.

»Bücher mit Happy End vergisst man rasch«, hatte Mum mir einmal erklärt. »Aber an die Romane mit einem unglücklichen oder offenen Ausgang erinnert man sich sein Leben lang. Keine

Ahnung, warum das so ist. Vielleicht weil wir Menschen ein schlechtes Ende nicht akzeptieren können und immer weiter auf ein gutes hoffen.«

Ich starrte auf den leeren Sessel und vermisste Mum, wie sie dort immer gesessen hatte, den blonden Schopf über ein Buch gebeugt, ganz vertieft in ihre Lektüre. Und als ich weiter in die Küche ging, vermisste ich sie noch mehr. Alles war geputzt und aufgeräumt, und Mrs. Brownings kleiner Suppentopf stand auf dem Gasherd bereit. Doch wo war Mums großer Topf, bei dem ich mich immer fragte, wie sie ihn überhaupt tragen konnte. Wo waren all die verheißungsvollen Gerüche, die durch die Küche wehten, wenn ich nach Hause kam, die wilden Kräuter auf der Fensterbank, die Rosenzweiglein aus dem Garten, die sie in Schnapsgläser tat und überall aufstellte, die karierten Geschirrhandtücher, die auf der Anrichte herumlagen, weil sie grundsätzlich keine Topflappen benutzte? Wo war meine Mum, verdammt noch mal? Wieso hatte es gerade sie erwischt?

Ich schluchzte auf, und Cooper, der die ganze Zeit schnüffelnd hinter mir hergelaufen war, weil er das Ganze offenbar für ein neues Spiel hielt, legte den Kopf schief und sah mich aus seinen braunen Knopfaugen fragend an. Er konnte ja nicht verstehen, dass sein Frauchen für immer weg war.

»Tja, Cooper«, sagte ich mit zitternder Stimme. »Wie es aussieht, gibt es jetzt nur noch dich und mich.«

Ich kralte seinen Nacken, und er winselte zustimmend und stupste mich aufmunternd an, weil das Spiel weitergehen sollte.